

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 7-8

Artikel: Wortwassersucht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kommenden Mann halb empört, halb belustigt als Sonder-
 harkeit, ich hätte patois mit ihr sprechen wollen. Aber
 diese Frau bringt nur selten einen ganzen französischen
 Satz ohne Fehler heraus, und zwar Fehler des ersten fran-
 zösischen Unterrichtsjahres: le und la gehen hund durch-
 einander, Subjonctif unbekannt . . . Dieselbe Beobachtung
 mache ich an einer ebenfalls seit über 40 Jahren im
 Welschland wohnenden Großmutter: mit mir spricht sie
 ein hübsches, aber von oui und non durchsetztes Berner-
 oberländisch, dazwischen mit Kindern und Enkeln ein er-
 barmungswürdiges Französisch voller ganz grober Fehler.
 Nebenher besorgen diese Einwanderer, weil ihre Zahl sehr
 groß ist, noch die Verderbnis des Französischen ihrer wel-
 schen Umgebung, und man kann den Alerger welscher
 Literaturprofessoren über bilinguisme und Sprachverhun-
 zung ein wenig begreifen. Durch das Deutsche sind
 eigentliche Fehler wie attendre sur quelqu'un in der wel-
 schen Schweiz heimisch geworden, vor allem aber Re-
 dentsarten, die, ohne gerade fehlerhaft zu sein, eben doch
 nicht echt französisch sind, z. B. aller au lit, statt aller
 se coucher.

Erfreulich war es mir, an berufener Stelle zu hören,
 daß in Genf der Eifer zur Erlernung des Deutschen nicht
 geringer sei als vor dem Kriege; auch heute noch wird
 in der Volksschule etwas Deutsch gelernt, und die Politik
 der letzten 15 Jahre hat kaum den guten Willen dazu
 herabgesetzt. Bedenkt man die Lage Genfs und seine Be-
 deutung als Stätte der französischen Gesittung, so wird
 einem doch deutlich, wie sehr die Schweiz als Bundesstaat
 dazu beiträgt, über die Sprachgrenze hinüber bis tief in
 romantisches Kulturgebiet Kenntnis und wohl auch Ver-
 ständnis deutschen Wesens zu verbreiten. Wir wissen ja
 gut genug, daß das Umgekehrte erst recht stattfindet, dürfen
 aber nicht übersehen, daß da ein gewisses Maß von
 Gegenseitigkeit vorhanden ist. Und zwar ist es die Eid-
 genossenschaft, die das Deutsche nach Genf bringt: man
 denke sich Genf vom Schweizerbund, der Ligue Suisse
 des Hautes Allemagnes, abgelöst, und die deutsche
 Sprache fände dort gar keine Pflege mehr.

Kleinigkeiten, die den französisch fühlenden unter
 den Waadtländern (etwa den Leuten um Alfred Lombard
 und überhaupt der Rundschau der Gazette de Lausanne) unangenehm in die Augen stechen mögen, weisen darauf
 hin, daß es überall die Eidgenossenschaft ist, die Spuren
 vom deutschen Sprachleben in die welsche Schweiz bringt.
 Der Genfer, der sein Gepäck am Bahnhof zum Aufbewah-
 ren abgibt, bekommt dafür einen für alle Stationen der
 S. B. B. gleichlautenden dreisprachigen Empfangschein, auf
 dem das Deutsche oben ansteht, und mitten unter den gänz-
 lich französischen Anschlagzetteln an der Straßenecke liest er
 groß „Aufgebot zu den Wiederholungskursen“, darunter
 dann freilich auch Mise sur pied und Chiamata . . . , wie
 wir es bei uns in jedem Dorfe sehen. Dicht neben dem
 Zollposten, den Herr Poincaré ein bißchen widerrechtlich
 an die Genfer Grenze vorgeschoben hat, — denn hier sind
 wir in der völkerrechtlich noch nicht beseitigten savoischen
 Freizone — kann der papageiartig uniformierte Fran-
 zösisch, falls er sich langweilt, Leseübungen machen und Be-
 trachtungen anstellen über das Wort „Zoll“, unter dem
 ihm die Eidgenossenschaft, artig wie immer, die Ueber-
 setzung Douane gibt: er steht eben an der Grenze eines
 Landes, wo Französisch sehr geschägt ist, munter geplau-
 dert und eifrig gepflegt wird und jedes Recht genießt, aber
 als Sprache einer Minderheit sich mit dem zweiten Platz
 begnügen muß. Rührend gibt Helvetia sich Mühe, in
 allem gerecht zu sein. Nur daß sie mit ihren eigenen Kreis-

direktionen zu ringen hat, um ihren Willen durchzusetzen.
 Z. B. hat die zu einem Viertel oder Drittel deutsche
 Sprachgrenzstadt Freiburg auf ihrem Bahnhof nur wenige
 mehrsprachige Aufschriften bekommen, während doch in
 dem ganz deutschen Basel der Bahnhof durchweg zweis-
 sprachig beschrieben ist. Zäh wehrt sich Lausanne für die
 Schreibung Brigue im Bahndienst. Die Züge fahren jetzt
 wieder von Basel nach Brigue (selbst am Postdienstwagen
 steht es sol), nachdem die eidgen. Verwaltung die Schrei-
 bung Brig scheinbar durchgesetzt hatte. Der sehr schöne
 Lausanner Bahnhof kennt natürlich auch keine deutschen
 Aufschriften; in Zürich haben wir doch wenigstens Sortie
 und Uscita und einiges anderes als Beweis eidgenössi-
 scher Gutmütigkeit.

Sehr schön könnte man den Sprachenfrieden der Eid-
 genossenschaft einem Fremden vorführen, indem man ihn
 in den Palast führt, wo das Bundesgericht amtet. Hier
 ist eine mehrsprachige eidgenössische Insel in dem welschen
 Lausanne, und jeder Eidgenosse hat die Gewähr, daß er
 durchaus gleich behandelt wird wie jeder andere. Die
 Hausangestellten geben jedem Eintretenden Bescheid in der
 Sprache, in der man sie anredet; die 26 Richter stammen
 bekanntlich aus den verschiedensten Teilen der Schweiz
(sollen es auch nach Art. 107 der Bundesverfassung, der
 ausdrücklich sagt: bei ihrer Wahl soll darauf Bedacht ge-
 nommen werden, daß alle drei Nationalitätsprachen vertreten
 seien) und sprechen in den Sitzungen jeder in seiner
 Sprache; die Sprache der Akten, Protokolle und Urteile,
 die Reden der Anwälte, alles richtet sich ohne Zwang oder
 Zwangerei, ohne Benachteiligung oder Herausforderung,
 nach den Bedürfnissen und Wünschen der Beteiligten.
 Wir dürfen stolz sein auf diese vorbildliche Einrichtung,
 die dem Schweizer unbedingte Sicherheit vor jeder Be-
 nachteiligung in Sprach- und Nationalitätenangele-
 holenheiten bietet. Hier sollten alle obersten Gerichtshöfe und
 alle Minister der sämtlichen europäischen Staaten einen
 Besuch von acht Tagen machen.

Es sieht überhaupt nicht darnach aus, als ob wir
 Schweizer uns so bald wegen unserer verschiedenen Spra-
 chen in die Haare geraten würden. Nicht als Streitgegen-
 stand für sich, sondern als Trägerin andersartiger Ge-
 danken und Lebensanschauungen könnte die Sprache uns
 Schweizer in feindliche Lager trennen; wenn jemals
 Deutsch und Welsch ernstlich in Widerstreit geraten, so
 wird es auf dem Gebiete sozialpolitischer Fragen sein.
 Unsere deutschschweizerische Stellungnahme zur Arbeiter-
 frage, zu den sozialen Pflichten und Rechten, wird von
 der großen Mehrheit im Welschland nicht verstanden.
 Ueber das, was der Staat, die Gesamtheit und die Wohl-
 habenden den ums tägliche Brot ringenden und den ans
 Licht emporstrebenden Massen schuldig sind, denkt man
 in der deutschen und in der welschen Schweiz verschieden.
 Hier ist der Scheideweg. Aber ich darf hier nicht über diese
 Andeutung hinausgehen.

Eduard Blocher.

Wortwassersucht.

Mit diesem malerischen Ausdruck bezeichnet Engel
 das, was man sonst Pleonasmus nennen zu müssen
 glaubt. Natürlich eignet sich das Wort nicht als Fachaus-
 druck; dazu ist es wie die Wörter Ueberfülle, Wortsüber-
 fluß, Wortsäufung schon zu allgemein. Besser sind da Engels
 „Zweimalssageret“ und „Doppelschreiberei“, weil sie
 die Sache genau bezeichnen, in der Endung ein berechtig-
 tes Werturteil enthalten und leicht verständlich sind. Ge-
 meint ist die Verbindung zweier Ausdrücke, von denen

der Sinn des einen schon im andern enthalten ist: der weiße Schimmel, der alte Greis, der tote Leichnam (im heutigen Sinn!), der Miteidgenosse. Ueber einen derartigen Unfug beklagt sich folgender Brief:

„Als ich vor rund 50 Jahren in die Schule ging, wurden vom Deutschlehrer Redewendungen wie „Ich bin nicht in der Lage, das oder jenes tun zu können“ oder „Er war gezwungen, etwas tun zu müssen“ und dergl. scharf gegeißelt und unter dem schönen Namen „Pleonasmus“ als schlechtes Deutsch erklärt. Auf die Anfrage eines Schülers: „Herr Doktor, erlauben Sie mir, hinausgehen zu dürfen?“ erfolgte regelmäßig ein so herzerfreuendes und zeitraubendes Donnerwetter, daß von dicselligeren Schülern dann und wann diese verpönte Redewendung zum Zwecke der Unterhaltung absichtlich gebraucht wurde.

Nun habe ich schon seit mehreren Jahren feststellen können, daß „nicht in der Lage sein, irgend etwas tun zu können“ fast allgemein zur feststehenden Redensart geworden ist, wie man in jeder Zeitung fast täglich lesen kann. Auch in Geschäftsbriefen wird diese Redewendung fast ständig gebraucht, und bei meinen kaufmännischen Angestellten habe ich schwer dagegen anzukämpfen.

Es sind mir aber in letzter Zeit Bedenken darüber aufgestiegen, ob sich nicht im Laufe der Zeit die Stilregein geändert haben, weil diese mich stoßenden Redewendungen gar so häufig gebraucht werden und auch von Schreibern, denen man eine gute Schulbildung zutrauen darf. Nun finde ich aber sogar in Nr. 2, Spalte 56, der „Muttersprache“ von 1929 im Aufsatz über „Relativsätze“ von Dr. Karl Weitnauer in Würzburg den aus dem Englischen übersetzten und als richtig bezeichneten Satz: „... und ich muß mir die Erlaubnis ausbitten, diesen eine kurze Weile begleiten zu dürfen.“ Nach meinem alten Deutschlehrer hätte ich schreiben müssen: entweder „... ich muß mir die Erlaubnis erbitten, diesen eine kurze Weile zu begleiten“, oder „... ich muß bitten, diesen eine kurze Weile begleiten zu dürfen“, sonst hätte ich eine schlechte Note und dazu noch die Leviten gelesen bekommen.

In meinen Zweifelsnöten erlaube ich mir nun, mich an Sie zu wenden um Auskunft darüber, ob sich der Sprachgebrauch wirklich so geändert habe, oder ob die seinerzeit gelernten Regeln heute noch zu Recht bestehen. Ich möchte mich meinen Angestellten gegenüber nicht gern bloßstellen, wenn diese schwülfstigen Redewendungen im allgemeinen Sprachgebrauch als zulässig anerkannt sind. Sollten diese alten Regeln aber noch Geltung haben, so wäre vom Deutschschweizerischen Sprachverein aus vielleicht die Lehrerschaft zu veranlassen, diesen Regeln wieder mehr Nachdruck angedeihen zu lassen und die unschönen, zur Gewohnheit gewordenen Redensarten zu bekämpfen.“

Der Briefschreiber tut immer noch wohl daran, wenn er seinem alten Deutschlehrer folgt; denn noch ist der Unfug nicht so tief eingedrungen, daß der Kampf dagegen ganz aussichtslos wäre. (Wir werden in Lehrer- und kaufmännischen Zeitschriften dagegen anzukämpfen suchen.) Auf keinen Fall wird man unangenehm auffallen, wenn man noch vernünftig schreibt; es wird es gar niemand merken, eben weil es vernünftig ist. Es sind lästliche Beispiele von Zweimalsägerei; denn „in der Lage sein“ heißt „können“, und was man kann, das ist man in der Lage zu tun; „die Erlaubnis haben“ heißt „dürfen“, und was man darf, dazu hat man die Erlaubnis; „gezwungen sein“ heißt „müssen“, und was man muß, dazu ist man

gezwungen. Das schlechte Beispiel in Nr. 2 der „Muttersprache“ röhrt vielleicht daher, daß Dr. W. einen andern Missbrauch bekämpfte und im Eifer diesen übersah, wie's so gehen kann.

Wenn die Oberflächlichkeit im Denken solche Wortwässersucht bei deutschen Wörtern verursacht, ist es kein Wunder, wenn sie aus ungenauem Verständnis bei Fremdwörtern entsteht; die Schuld besteht dann lediglich darin, daß man solche Wörter doch brauchen zu müssen glaubt. Gewiß läßt sich auch da, wie bei den „geflügelten Worten“ im Beitrag „Bildungsdeutsch“ (Nr. 5/6), manches allmählich erraten; aber wie leicht da Missverständnisse erraten werden, zeigt eine kleine Sammlung solcher Zweimalsägereien, die sich ziemlich mühselos im Laufe des letzten Vierteljahrs beim Lesen der „N. Zürcher Zeitung“ ergeben hat. Und wenn solches am grünen Holze geschieht . . . ? Also:

Da schreibt einer (in Nr. 235) von einer „oppositionellen Kampagne“ gegen eine Parteimehrheit, als ob eine Kampagne oder ein Feldzug gegen eine Sache anders als oppositionell sein könnte; Opposition oder Kampagne hätte vollkommen genügt, beides ist zu viel. — Ein Zeitungsschreiber wurde laut Nr. 585 im „Kämpfer“ „öffentliche koramiert“! Coram heißt „vor jemandes Augen, in jemandes Gegenwart“ (daher der Ausdruck coram publico: öffentlich, in Gegenwart des „Publikums“); einen „koramieren“ (ursprünglich nur in der Studentensprache üblich) heißt etwa „einen vornehmen“, und wenn das in einer Zeitung geschieht, ist es nicht anders möglich als öffentlich. Es ist schon eine Verwischung des Begriffs, wenn koramieren als „anrempeln“ oder dergl., ohne den Sinn einer gewissen Offenlichkeit, aufgefaßt wird. — Auf der Londoner Tagung des Internationalen Frauenbundes (Nr. 939) wurde die Frage des Wiederaufbaus besprochen, und zwar nicht nur von den Standpunkten der Industrie und des Rechtes aus, sondern auch noch vom Standpunkt „der Ethik und Moral“, was hier genau dasselbe bedeutet, nur ist das eine Wort griechisch und das andere lateinisch. Hier haben wir den Fall der „Tautologie“ (des Wortgedoppels, wie Engel sagt; d. h. der Verfasser meint zwei verschiedene Sachen zu sagen). — Doch das schönste Beispiel ist geschehen mit dem gänzlich überflüssigen, seit etwa 20 Jahren aber heftig spukenden Modewort Mentalität. Wer einmal etwas Latein gelernt hat, denkt dabei an mens, d. h. Geist, Sinn, Verstand, und wird es gleich verstehen. Aber was für unklare Vorstellungen bei andern entstehen können, die den Sinn erst aus dem Gebrauch anderer Leute allmählich erraten müssen, beweist eine gebildete Frau mit Doktortitel, die in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (Nr. 894) von „geistiger Mentalität“ schreiben darf. — Uebrigens hat auch die Neue Helvetische Gesellschaft einmal eine Volksversammlung ausgeschrieben zur Besprechung einer „kritischen Notlage“; gemeint war entweder die kritische Lage oder die Notlage. Und ein volkstümlich sein wollendes Blatt berichtete kürzlich von einem entarteten Vater, der seinem Kinde das Schreien dadurch abzugehn suchen, daß er es mit Bettzeug zudeckte, bis es einfach nicht mehr schreien konnte; bei diesem „Prozedere“ (!) habe er aber einmal vergessen, das Kind „im psychologischen Moment rechtzeitig, bezw. nach Eintritt der Erschlaffung“, wieder abzudecken. Was „im psychologischen Moment“ geschieht, geschieht immer rechtzeitig; der rechte Zeitpunkt ist eben der psychologische Moment. Uebrigens handelt es sich hier gar nicht um einen psychologischen, sondern um einen physiologischen Augenblick; der gute Mann hat also zweifach bewiesen, daß er das Wort nicht versteht, das er

überflüssigerweise gebraucht hat. Daß es überflüssig war, beweist er auch noch mit der Beifügung „bezw. nach Eintritt der Erschlaffung“. Er meint aber auch gar nicht „bezw.“, sondern „d. h.“. Jener Vater wurde vom „Plenum“ (!) des Kantonsgerichtes gebührend bestraft. Aber die geistige Mentalität gewisser Leute ist in einer so kritischen Notlage, daß wir vom Standpunkt der Ethik und Moral dagegen eine oppositionelle Kampagne führen und die Verführer im psychologischen Moment rechtzeitig, bezw. vor Eintritt völliger geistiger Erschlaffung öffentlich formieren müssen.

Vom Büchertisch.

Eduard Korrodi, Geisteserbe der Schweiz. Schriften von Haller bis Burckhardt. Verlag Eugen Rentsch, Erlenebach (Zürich). 548 S. Geb. Fr. 18.50.

Da hat man sie einmal alle beisammen, die geistig tätigen Schweizer des 18. und 19. Jahrhunderts, die „dann einmal zu lesen“ man sich immer wieder vorgenommen — wozu man dann aber fast nie gekommen ist (außer allenfalls in seinem engsten Fach), weil man sie meistens so gar nicht zur Hand hat. Gut drei Dutzend Schweizer (der jüngste ist eigentlich nicht Burckhardt, sondern Federer) ziehen wohlgeordnet an uns vorbei. Unter den Naturbildern treffen wir Fr. von Eschudis „Gletscherwelt“ aus seinem „Tierleben“, unter den geschichtlichen Abschnitten Andreas Heuslers „Sage von der Befreiung der Waldstätte“, unter den literaturgeschichtlichen Kellers Aufsatz über Gotthelf, unter den erzieherischen Pestalozzis „Elementarbildung“; Abschnitte aus den Schriften Lävaters, Troxlers und Bachofens erleichtern die Bekanntschaft mit diesen nicht so leicht zugänglichen Männern; wir hören Betsy Meyer über ihren Bruder und sein Verhältnis zu den Bergen sprechen und den Pfarrer Bizius von Twann über die neue Turmuhr. Eine mannigfaltige und kostbare Sammlung, die Achtung einflößt vor der Geistigkeit unserer Vorfahren, im Zeitalter von Sport, Technik und Industrie die Achtung vor geistigem Erbe überhaupt festigt, natürlich auch die Achtung vor der Belesenheit und dem Verständnis des Herausgebers.

„Geisteserbe der Schweiz“ nennt er seine Sammlung, aber alle diese Erblässer sind Deutschschweizer; hätte es da nicht heißen sollen: „der deutschen Schweiz?“ — Es gibt ja heute Deutschschweizer, die das Wort deutsch in dieser Verbindung scheuen und höchstens von einer alemannischen Schweiz reden. Das kann hier schon deshalb nicht der Grund gewesen sein, weil es ja zugleich eine Anerkennung wäre, die deutsche Schweiz als „die“ Schweiz überhaupt auszugeben. Freilich sagt der Herausgeber in seinem Nachwort, daß ein zweiter Band mit den Damen Rousseau bis Monnier dazu gehöre — das gilt namentlich für das 18. Jahrhundert —, aber in wahrhaft vornehmer Art erkennt den Titel (in der N. 3. 3.) auch ein welscher Beurteiler an, Charly Clerc, der ein welsches Gegenstück in Aussicht stellt, auch unter dem Titel Patri-moine helvétique, Gemeinsames feststellend, aber künstlichen Helvetismus ablehnend. Man scheint hüben und drüben die richtigen Maße wieder zu finden.

Briefkasten.

E. Z. B. (Nachtrag.) Einzahl und Mehrzahl nach einem Mengewort als Satzgegenstand. Außer dem, was der Herausgeber in Nr. 5/6 über diese grammatische Frage gesagt hat, ist noch Folgendes zu beachten: Die beiden Fälle „Ein

Teil der Präpositionen werden auch adverbial gebraucht“ und „Eine Menge Wagen stehen vor der Tür“ sind nicht gleichartig. Im zweiten Fall empfindet wohl das Sprachgefühl heute das Wort „Wagen“ durchaus als Wersfall, als gleichgeordnet mit „eine Menge“; als Wersfall kann man es gar nicht fühlen, weil ihm jedes Merkmal des Wersfalls fehlt. Also selbst wer, ohne sprachgeschichtlich geschult zu sein, doch sorgfältig und mit etwas Nachdenken schreibt oder spricht, kann nicht entscheiden, ob sich das Tätigkeitswort nach „eine Menge“ oder nach „Wagen“ richten soll; also ist Einzahl oder Mehrzahl durchaus als gleichberechtigt anzuerkennen. Das alles gilt für den ersten der genannten Fälle nicht: hier kann an der grammatischen Richtigkeit der Einzahl „wird ... gebraucht“ kein Zweifel sein; die Mehrzahl ist eine Unrichtigkeit oder Ungenauigkeit, und man kann höchstens darüber streiten, ob dieser Fehler so geringfügig und heute schon so weit verbreitet sei, daß man ihn als Sprachgebrauch, d. h. als richtig geworden anerkennen soll; ich würde ihn in der Umgangssprache gelten lassen, dagegen in der Schrift, auch in nur halbwegs gepflegerter, vermeiden und bei andern beanstanden

D. D.

Allerlei.

Der Verein für Redekunst Zürich sendet uns seinen Arbeitsplan für die erste Hälfte des nächsten Winters:

- | | |
|-----------|---|
| 16. Sept. | Offentlicher Eröffnungsabend mit Vortrag:
Das Wesen der freien Rede. |
| 17. Sept. | Grenzgebiete der Phantasie. |
| 24. Sept. | Vom Reim zur Muße eines Dilettanten. |
| 1. Okt. | Die Versammlungsleitung. |
| 8. Okt. | Die schweizerische Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung. |
| 15. Okt. | Die drei Henkel's Produkte. |
| 22. Okt. | Probleme des Seelenlebens. |
| 29. Okt. | Ramm von Escher-Abend. |
| 5. Nov. | Sinn und Geist des Weihnachtsfestes. |
| 12. Nov. | Jugendtheater. |
| 19. Nov. | Lesabend für Mitglieder. |
| 26. Nov. | Freier Abend zur Diskussion. |
| 3. Dez. | Der Amateur-Photograph. |
| 10. Dez. | Schlußabend. |

Beginn jeweilspunkt 8¹⁵ abends auf der „Waag“.

Für Auskunft melde man sich an den Vorsitzer, Herrn Robert Howald, Rüschlikon (Alte Landstraße 93).

Nochmals „Neudeutsch oder einfach schlechtes Deutsch?“ Daß es sich bei der in Nr. 5/6 gerügten Erscheinung nicht um ganz vereinzelte Fälle oder Unfälle handelt, wie sie am Ende noch vorkommen könnten, beweist eine Sammlung in der Zeitschrift „Muttersprache“ des Deutschen Sprachvereins, Jahrgang 1926, Spalte 105. Dort werden nicht weniger als 14 Beispiele dieses Fehlers aufgeführt, sogar aus wissenschaftlichen Werken, d. B. „Die hellenistische Kultur in seinen Beziehungen zu ...“, oder aus militärischen Kreisen: „Die Kompagnie begrüßt seine Gäste“ (Rede eines Hauptmanns!) Da nimmt es nicht mehr wunder, wenn ein „rentabler, hochmoderner Bücherschläger“ heißt: „Jeder Frau seine eigene Frisörin“! Jahrgang 1929, Sp. 141 bringt ein neues Beispiel, das sich, wie verschiedene andere, einigermaßen aus der Länge des Satzes erklärt. Alle diese Beispiele stammen aus verschiedenen Gegenden, aber aus den letzten Jahrzehnten. Ein vereinzeltes Beispiel aus älterer Zeit enthält ein Buch über Berlin (1822), wo das Brandenburger Tor also beschrieben wird: „Diese kolossale Victoria (Siegesgöttin) mit ihrem Viergespann ist eine wahre Zierde der herrlichen Pforte und ein großes Meisterstück einer Art“. Der Sammler jener 14 Beispiele überschreibt seine Liste in diesem Sinne: „Auch die deutsche Sprache hat seine Schönheit“.